

Roman In ihrem neuen Buch erinnert sich Elisabeth Binder an ihre dörfliche Kindheit. Poetisch dicht evoziert sie das Leben einer Thurgauer Fabrikantenfamilie

Der unvergleichliche Geschmack des Pausenbrots

Elisabeth Binder: Ein kleiner und kleiner werdender Reiter. Spuren einer Kindheit. Amato-Verlag, Unterstammheim 2015, 200 Seiten, Fr. 29.-.

Von Charles Linsmayer

Die Sehenswürdigkeiten Roms in «Der Nachtblau» von 2000, der Zürcher Sommer am Bellevue in der «Sommergeschichte» von 2004, die herbstliche Melancholie der Lagunen Venedigs in «Orfeo» von 2007, ein Bergeller Dorf voll absonderlicher Gestalten in «Der Wintergast» von 2010: Zu Elisabeth Binders ersten vier Romanen fügten die Schauplätze jeweils einen Interesse heischenden, strukturierenden und stimulierenden Aspekt hinzu. Schon in «Der Nachtblau» taucht aber auch der Gedanke auf, einmal einen Roman über einen Ort zu schreiben, dem alles äusserlich Spektakuläre fehlt und der mittels der Kraft der Erinnerung dennoch zu einer gewissen, wenn auch eher subtilen, seelischen Bedeutung gelangen würde. Die Protagonistin will in Rom nämlich die Distanz finden, die sie für einen Roman über das Dorf ihrer Kindheit braucht.

Mit «Ein kleiner und kleiner werdender Reiter» legt Elisabeth Binder zehn Jahre später nun ein solches Buch vor und ist sich bewusst, dass sie sich nicht mehr auf die Berühmtheit des Schauplatzes stützen kann: «Gewöhnlicher als dieses Dorf, wo ich ohne Unterbruch aufgewachsen bin, langweiliger als meine Herkunft aus diesem Dorf konnte überhaupt nichts sein.» Dennoch verbindet etwas diesen Roman mit den früheren: das Flanieren, das Spazieren, das Herumgehen, das für diese Erzählerin ganz offenbar die bewegliche Struktur ist, aus der heraus sie ihre Geschichten in zyklischer Bewegung entwickelt.

Archäologin ihrer selbst

Das Dorf B., wo die Autorin ihre Kindheit verbrachte, hat sie jahrzehntelang nicht wieder betreten, die Verwandten sind weggezogen, und so gerät sie, als sie es zwei Jahre lang wieder regelmässig aufsucht, wie eine Archäologin in eigener Sache in einen völlig fremd gewordenen Ort. Es kommen einem Ida Bindschedlers «Turnachtkinder» in den Sinn bei dieser Thurgauer Fabrikantenfamilie in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts: der Vater, der eine Fabrik leitet, wo ihn die Kinder im Büro aufsuchen dürfen, der Haushalt mit den vier Töchtern in einem Haus am Dorfrand, die gehobene Lebenssituation, die Begegnung mit der Natur und Landschaft. Vieles wird anschaulich neu evoziert: die Festlichkeit der Sonntagmorgen, das Pausenbrot, die Schulweihnacht, die Kalligrafiestunde,



Der Rundgang der Erzählerin im Dorf ihrer Kindheit weckt Erinnerungen an eine Frau, die sich Velo fahrend emanzipierte: Sonntagsausflug im Thurgau (1938).

die erste Verliebtheit, aber unrelativiert, eins zu eins, aus der Sicht des Kindes selbst, wie Ida Bindschedler das 110 Jahre zuvor noch konnte, vermag die Autorin nur ganz selten und bruchstückhaft zu erzählen. Getragen ist die Darstellung vielmehr von den Beobachtungen und Reflexionen der durch ihr Kindheitsdorf flanierenden Erwachsenen, die immer wieder etwas von früher aufblitzen lässt, aber nie völlig vom Zustand abstrahiert, den sie vorfindet, von der Situation ein halbes Jahrhundert später, wo vom ehemaligen Zauber, wenn überhaupt, nur noch ganz kümmerliche Reste vorhanden sind.

Man begegnet beeindruckenden Figuren in diesem Buch: dem «Jägerfreund», der dem Mädchen die Schönheit des Waldes erschliesst, der Frau Näf, die sich Velo fahrend emanzipiert, der Frau mit den Apollo-Hündchen, die einer geheimnisvollen kynologisch-antikisierenden Dimension des Buches angehört, handelt es sich bei dem Freund, mit dem zusammen die Erzählerin die Kinderheimat durchwandert, doch, wie man erst ganz am Schluss errät, um einen Hund aus dem apollinischen Griechenland!

Eindrückliche Vaterfigur

Im Mittelpunkt aber steht unangefochten der Vater, der schon im Titel Erwähnung findet. Sein früher Tod, als die spätere Erzählerin gerade einmal acht Jahre zählt, ist eines der erschütterndsten Kapitel des Buches, da «brach eine Welt zu-

sammen». Dennoch ist er aus den Vorstellungen der Tochter fast ganz verschwunden, und sie fragt sich ernsthaft, ob sie zu ihm «womöglich gar keine richtige Beziehung hatte?»

Es ist dann aber nicht das Dorf, das ihn ihr wieder näher bringt. Es sind die Briefe, die er als junger Mann seiner Verlobten schrieb, und es sind die dunklen, schmerzlichen Seiten, die ihn noch am ehesten präsent machen: die latenten Depressionen, die sich dem Kind einmal ganz plötzlich offenbarten, als es ihn weinend auf der Kellertreppe fand.

Schon denkt sie daran, sich Zugang zu den Krankenakten zu verschaffen, als sie auf einmal weiss, wie sie sich dem Vater am schönsten nähern kann: «War er nicht doch am sichersten da zu finden, wo sein Bild noch immer eingepreßt sein musste: in mir?»

So hat der Rundgang durch den Ort der Kindheit letztlich gezeigt, dass die eigentliche, wirklich verlässliche Auskunft über das Vergangene und über Menschen, die uns lieb waren, nicht an einem bestimmten Ort zu finden ist, sondern in dem, was unsere Erinnerung davon festgehalten hat. Diese Erinnerung aber ist es andererseits auch, die einem Ort wie diesem Kindheitsdorf jenseits alles äusserlich Spektakulären etwas zu vermitteln vermag, was trotz allem einen eigenwilligen Zauber auf einen ausübt und den Reiter, der sich immer weiter entfernt, zu einer unvergesslichen Gestalt macht. ●

